

Thomas Sukopp, M.A. (Braunschweig)

Wie hängen Liebe, Tod und Teufel zusammen? Illusionen, Hirntodkriterium und eine vorchristliche Erfindung

1 Liebe

Dieser Beitrag ist aus einem Vortrag hervorgegangen¹. Ich hätte fast einen anderen Titel gewählt: „Liebe, Tod und Teufel: Philosophische Notaufnahmen und Versorgung dreier Patienten.“ Das klingt nicht nur reißerischer, sondern ist außerdem irreführend. Aus analytisch-rationaler Sicht handelt es sich nur um zwei Patienten. Einer dieser Patienten ist zweifelsohne Liebe. Der Titel, den dieser Gewalttritt durch die Ideengeschichte – angereichert mit philosophischen Bemerkungen und skizzierten Argumenten – trägt, verheißt immer noch viel. So ist denn die Fallhöhe der Erwartungen, die sich in diversen ideengeschichtlichen Konstrukten ebenso äußern wie in modernen Analysen, sei es literarisch oder neurobiologisch-philosophisch, enorm. Ich werde überwiegend als analytisch-naturalistischer Autor sprechen, d.h. ich gehe davon aus, dass meine Fragen, sofern möglich, wenigstens teilweise empirisch beantwortet werden können. Es lohnt eine Untersuchung, wie weit wir kommen, wenn wir versuchen, die Phänomene zu naturalisieren. Da ohnehin klar ist, dass ich hier nur eine Skizze abliefern kann, lasse ich das Meiste aus und beginne mit meiner ersten Frage.

1.1 Was ist Liebe?

Ich setze ein intuitives Verständnis von Liebe voraus und spreche – sehr naiv – von Liebe in der Einzahl. In den diversen

Lexika ist von Nächstenliebe, Liebhaberei (im Sinne eines Hobbys oder Steckenpferdes), Vaterlandsliebe, Mutterliebe, Selbstliebe, amour fou, Geschlechtsliebe, Liebe zur Wahrheit, Liebe zur Weisheit, Freundschaftsliebe, erfüllter Liebe, Agape, Eros, Sexus, unerwideter Liebe usw. die Rede. Reden wir – der Ordnung halber – von verschiedenen Kategorien von Liebe oder von Liebe auf verschiedenen Ebenen, so bietet sich folgende Unterscheidung an.

1.1.1 Übersicht: Die Vielfalt der Kandidaten

Liebe religiös: Gott und die Aufforderung zur Nächstenliebe

Ein Schriftgelehrter tritt zu Jesus (Mk 12, 28) Er fragt: „Welches ist das höchste Gebot von allen?“ (29) Jesus aber antwortete ihm: „Das höchste Gebot ist das: ‚Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, (30) und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften‘ (5. Mose 6, 4-5). (31) Das Andere ist dies: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst‘ (3. Mose 19, 18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese.“

Der Sinn des Lebens ist die Liebe zu Gott, die den Tod überwindet und uns vor den Versuchungen des Teufels bewahrt. Hier haben wir schon einen Zusammenhang

zwischen Liebe, Tod und Teufel. Mehr noch: Einen Zusammenhang zwischen dem Sinn des Lebens, der Existenz Gottes, der Liebe zu Gott, dem Tod und dem Teufel. Wenn alle in dem Satz enthaltenen Aussagen wahr wären, gäbe es eine Reihe von Problemen nicht.

Die Aufforderung zur Liebe (Mk 12, 28-34), bestehend aus dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe ist als sittliche Weisung, als Kernbestand christlicher Ethik, gemeint. Hier ist also nicht die Liebe gemeint, von der wir sprechen, wenn wir mit unseren Freunden beispielsweise über Möglichkeit und Unmöglichkeit einer Liebe zwischen Mann und Frau diskutieren. Christliche Denker wie Augustinus formulierten Liebe als Basisprinzip einer Ethik und eines – modern gesprochen – sittlich bestimmten Zusammenlebens. Für Thomas von Aquin war die Liebe „Wurzel und Form aller Tugenden“ (Hilpert, in: Korff (Hg.), 2000, S. 613).

Die zunächst noch im Gegensatz und Konkurrenz zur Gottesliebe stehende erotische Liebe (eines anderen Menschen – etwa bei Augustinus) wird im Ideal der höfischen Liebe (Minne) aufgewertet. In der Dichtung der Minnelieder verbinden sich erotische und religiöse Liebe zu einem harmonischen Ganzen.

Bei Dante ist der Weg zur Gottesliebe dreistufig. Er führt über die Selbstliebe zur Liebe eines Gegenübers zur Liebe Gottes (Rath 1998, S. 70). Der Prozess der Individualisierung der Liebe hat mit Dante einen würdigen Verteidiger individueller, völlig hingebungsvoller Liebe gefunden. Dantes Biographie ist Teil der Biographie seiner geliebten Beatrice. Diese Liebe be-

steht in der Liebesglut der Verschmelzung von Ich und Du.

Lebensweltliche Liebe: Das Pathos eines großen Gefühls

Mit Blick nach oben singt Saffi im Duett mit Barinkay in der Operette „Der Zigeunerbaron“ von Johann Strauss: „Die Liebe, die Liebe, ist eine Himmelsmacht.“ Faust sagt im ersten Teil des gleichnamigen Goetheschen Dramas: „Ja, er liebt dich. Lass’ dieses Wort ...“

Kämpferisch heißt es bei Shakespeare: „Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren. Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann.“ („Romeo und Julia“)

Fast schon philosophisch singt Connie Francis: „Die Liebe ist ein seltsames Spiel, sie kommt und geht von einem zum andern, sie nimmt uns alles, doch sie gibt auch viel zu viel.“

Als *höchster Wert des Lebens* erscheint Liebe bei Milan Kundera (Kundera 2002, S. 342):

„Frauen waren für Rubens ‚das wahre Leben‘, und trotzdem hatte er nichts Besseres zu tun, als seine Schöne zu ehelichen und auf die Frauen zu verzichten. Ein unlogisches, aber völlig normales Verhalten [...] seine neuen Erfahrungen änderten nichts an seiner Überzeugung, dass hoch über der sexuellen Liebe ‚die Liebe an sich‘ stand, die große Liebe, dieser höchste Wert des Lebens, von der er viel gehört und gelesen hatte, viel ahnte und nichts wusste. Er zweifelte nicht daran, dass die Liebe die Krönung des Lebens war (des ‚wahren Lebens‘, das er seiner Karriere vorzog) und er sie folglich ohne Kompromisse und mit offenen Armen willkommen heißen musste.“

Begriffliche Unschärfen

Selbst Lexika wie das sonst um Präzision bemühte „Lexikon der Bioethik“ versuchen gar nicht erst vorzugeben, als könne man klar sagen, was mit Liebe gemeint sein soll. Dort heißt es: Liebe bezeichnet eine durch Nähe, „Engagement ihrer Subjekte und tendenzielle Unbegrenztheit ausgezeichnete Beziehungsqualität“ (Hilpert, in: Korff (Hg.) 2000, S. 613). Liebe wird weiterhin charakterisiert durch das Verhältnis der Liebenden zueinander. Es ist bestimmt durch gegenseitiges Anerkennen und Bejahung einer bestimmten Persönlichkeit unter Relativierung von Ichbezogenheit.

1.1.2 Liebe biologisch-psychologisch

Das Organ der Liebe ist das Gehirn. Bestimmte Substanzen (Neurotransmitter, Hormone, Neuropeptide und andere Botenstoffe) sind die Moleküle der Liebe. Das neuroendokrine System regelt – sofern wir chemisch sprechen wollen – Prozesse, die sowohl Voraussetzungen für das Erleben von Liebe sind als auch tatsächlich typische Emotionen der Verliebtheit u.a. ermöglichen. Im letzten Schwangerschaftsdrittel wird das weiblich angelegte Gehirn eines männlichen Fötus unter Testosteroneinfluss auf die Flut der Hormone vorbereitet, die in der Pubertät auf den Heranwachsenden einströmen. Die Chemie des neuroendokrinen Systems ist Basis für das Hochgefühl der Verliebtheit, Liebe, Zärtlichkeit, Sex, Stillverhalten von Müttern, Zyklusregulation, aggressives männliches Verhalten, Milchfluss. Eine zentrale Rolle spielt das sogenannte DHEA (Dehydroepiandrosteron): Es ist die Mutter aller Hormone und liegt in der höchsten Konzentration verglichen mit allen anderen Hormonen vor, bei erwach-

senen Männern etwa in der 100-500fachen Konzentration von Testosteron (Walter 2003, 363f.).

Aus psychologischer Sicht schlägt Sternberg (1998) ein Drei-Komponenten-Modell der Liebe vor. Die Komponenten sind *Intimität*, *Leidenschaft*, *Entscheidung und Selbstverpflichtung* (kurz- und langfristig) (Walter 2003, S. 348).

Mit *Intimität* sind Erfahrungen gemeint, die Nähe und Verbundenheit fördern. Dazu zählen beispielsweise Respekt, Wohlwollen, gemeinsames Erleben von Glück, aber auch Verlässlichkeit.

Leidenschaft meint einen „Zustand des intensiven Verlangens nach Einheit mit dem Anderen“ (Walter 2003, S. 348). Darunter fasst Sternberg eine Reihe von Wünschen und Bedürfnissen wie Selbstachtung, Dominanz und Unterwerfung, sexuelle Erfüllung. Wichtigster Mechanismus ist die intermittierende, d. h. insbesondere frühkindlich periodische Verstärkung, bei der – manchmal zufällig – eine Belohnung einer spezifischen Verhaltensantwort auf einen Stimulus ausgezahlt wird.

Die Komponente *„Entscheidung und Selbstverpflichtung“* hat einen Kurz- und einen Langzeitaspekt. Ersterer besteht in der Entscheidung, jemanden zu lieben, der letztere in der Entscheidung, diese Liebe aufrechtzuerhalten. Beide Aspekte können unabhängig voneinander auftreten. In dem Ideal der „Liebesheirat“ ist der Langzeitaspekt auf der Basis des Kurzeiteffektes institutionalisiert.

1.1.3 Liebe sozialpsychologisch

Hans-Werner Bierhoff führte 1993 (in Buschlinger, Lütge (Hg.) 2003, S. 344f.) eine umfangreiche Studie durch, die als Ergebnis das „Marburger Einstellungs-

inventar für Liebesstile“ (MEIL) hat. Danach werden folgende sechs Liebesstile unterschieden:

1. **Eros**

Hier geht es um das Ideal der romantischen Liebe. Die Liebenden empfinden sich physisch als attraktiv und ihre Liebe gerade auch sexuell als erfüllend.

2. **Storge – kooperative Liebe**

Diese freundschaftliche Liebe ist eher das Ergebnis gemeinsamer Interessen und Gewohnheiten. Die Partner kooperieren gut und streiten selten. Vertrauen und Sicherheit stehen im Mittelpunkt der Beziehung.

3. **Agape – altruistische Liebe**

Gemäß der Nächstenliebe oder wenigstens gemäß eines bestimmten Verständnisses davon steht der Partner im Vordergrund der Beziehung. Eigene Opferbereitschaft und Selbstlosigkeit sollen das garantieren.

4. **Mania – rasende Liebe**

In der von Eifersucht geprägten besitzergreifenden Liebe wechseln emotionale Höhe- und Tiefpunkte einander ab, je nach den „Wasserstandsmeldungen“ der Eifersuchtszentren der jeweils Liebenden.

5. **Ludus – spielerische Liebe und sexuelle Freiheit**

Es geht den Liebenden um „Eroberung“, um spielerisches Ausleben sexueller Freiheit unter Bestätigung der eigenen Person vor, während und nach jeder neuen Liebe. Ein so Liebender unterhält oft mehrere Beziehungen gleichzeitig. Dieser Typ ist mit dem Namen Don Juan verbunden.

6. **Pragma – der große Nutzen**

In einer pragmatischen Liebe werden die Partner aus Vernunft zum gegenseitigen Nutzen gewählt. Die Vorstellungen bezüglich der Zukunft sind klar, stimmen überein und sind mit der Partnerschaft vereinbar.

1.1.4 **Liebe philosophisch**

Traditionell wird zwischen Sexus, der die triebhaft-sinnlich bestimmte Liebe charakterisiert und Eros, der die seelisch-gefühlsmäßige Liebe umfasst, unterschieden. Für Platon heißt, jemanden zu lieben, wenn wir ihn als Abbild der Idee der Schönheit und des Guten lieben. „Wir sollen Personen insofern und nur insofern lieben, als sie gut und schön sind.“ Diese kurze Beschreibung mag genügen, um einen Eindruck davon zu bekommen, was Platon mit Eros meint.

Griechisch-abendländisch ist die Unterscheidung zwischen Agape (nicht Begehren, sondern Bejahen des Partners ist zentral) und Philia (gemeint ist die fürsorgende, wohlwollende, auf Sympathie gegründete Freundschaftslove). Ich werde hier nicht auf weitere philosophische Entwürfe der Liebe zu sprechen kommen, sondern als Denkanstoß eine interessante Hypothese vorstellen, die der Schriftsteller Houellebecq in seinem Buch „Ausweitung der Kampfzone“ (2003, S. 108) äußert:

„Der Sex, sagte ich mir, stellt in unserer Gesellschaft eindeutig ein zweites Differenzierungssystem dar, das vom Geld völlig unabhängig ist; und es funktioniert auf mindestens ebenso erbarungslose Weise: Auch die Wirkungen dieser beiden Systeme sind genau gleichartig. Wie der Wirtschaftsliberalismus – und aus analogen Gründen – er-

zeugt der sexuelle Liberalismus Phänomene absoluter Pauperisierung. Manche haben täglich Geschlechtsverkehr; andere fünf- oder sechsmal in ihrem Leben oder überhaupt nie. Manche trieben es mit hundert Frauen, andere mit keiner. Das nennt man das ‚Marktgesetz.‘“

Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf eine naturalistische Sicht von Liebe.

1.2 Freud, sachliche Romanzen und naturalistische Entzauberung

Hauptaufgabe der Psychologie ist es nach Freud, die Menschen zur Liebe und zur Arbeit zu befähigen (Cohen 1990, S. 185). Doch bereits das erste Ziel ist für den modernen Menschen, etwa so, wie Erich Kästner ihn sieht, längst kein leichtes mehr. In „Sachliche Romanzen“ führt uns Kästner das Bild des für die Liebe deplazierten Menschen vor Augen, dessen Liebe scheitert. Das Beispiel ewiger Liebe² findet in der Phantasie statt. Ein Mann sieht eine Frau am Straßenrand stehen, wird sie nie wieder sehen, hat nicht einmal mit ihr gesprochen und kann sich die Illusion bewahren, dass diese Frau die „Richtige“ (Kästner 1991, S. 129) ist.

Auch die Gewissheit romantischer Liebe, insbesondere die Selbstvergewisserung der Liebenden ist abhanden gekommen. Das Herz, das einst laut zu den Liebenden sprach, und wenigstens ein verlässlicher emotionaler Indikator war, flüstert nur noch. „Man soll den Mächten, die das Herz erschufen, nicht dankbar sein.“ (Kästner 1991, S. 108)

Houellebecq als zeitgenössischer Diagnostiker einsamer Menschen lässt in „Elementarteilchen“ einen seiner Helden sagen (Houellebecq 2004, S. 180ff.):

„Die metaphysische Wandlung, die den Materialismus und die moderne Naturwissenschaft hervorgebracht hat, hat zwei entscheidende Dinge zur Folge gehabt: den Rationalismus und den Individualismus. Huxleys Irrtum besteht darin, dass er das Kräfteverhältnis zwischen diesen beiden Folgeerscheinungen nicht richtig eingeschätzt hat. Insbesondere besteht ein Irrtum darin, dass er die Zunahme des Individualismus unterschätzt hat, die das gesteigerte Bewusstsein des Todes mit sich bringt. Aus dem Individualismus erwachsen Freiheit und Selbstgefühl sowie das Bedürfnis, sich von anderen zu unterscheiden und sich ihnen überlegen zu fühlen. In einer rationalen Gesellschaft, wie sie in *Schöne neue Welt* beschrieben ist, kann der Kampf abgemildert werden. Der wirtschaftliche Wettbewerb – eine Metapher für die Beherrschung des Raums – hat in einer reichen Gesellschaft, in der die wirtschaftlichen Schwankungen fest unter Kontrolle sind, keine Existenzberechtigung. Der sexuelle Wettbewerb – eine Metapher für die Beherrschung der Zeit, zumindest unter dem Aspekt der Zeugung – hat in einer Gesellschaft, in der die Trennung zwischen Sex und Zeugung gänzlich vollzogen ist, keine Existenzberechtigung; aber Huxley hat vergessen, den Individualismus zu berücksichtigen. Er hat nicht begriffen, dass Sex, sobald man ihn von der Zeugung loslöst, nicht so sehr als Lustprinzip, sondern vielmehr als Prinzip narzistischer Unterscheidung weiterbesteht; mit dem Wunsch nach Reichtum verhält es sich genauso. Warum hat sich das sozialdemokratische schwedische Modell nie gegenüber dem liberalen

Modell durchsetzen können? Warum ist es nie auf dem Gebiet der sexuellen Befriedigung ausprobiert worden? Weil die metaphysische Wandlung, die die moderne Wissenschaft herbeigeführt hat, Individualisierung, Eitelkeit, Hass und Begierde mit sich bringt. Die sinnliche Begierde an sich – im Gegensatz zur Lust – ist eine Quelle des Leidens, des Hasses und des Unglücks. Das haben alle Philosophen – nicht nur die buddhistischen, nicht nur die christlichen, sondern alle Philosophen, die diesen Namen verdienen – gewusst und gelehrt. Die Lösung der Utopisten – von Platon über Fourier bis hin zu Huxley – besteht darin, die sinnliche Begierde und das Leiden, das damit verbunden ist, zu stillen, indem sie deren unmittelbare Befriedigung organisieren. Die eros- und werbungsorientierte Gesellschaft, in der wir leben, ist dagegen bestrebt, die sinnliche Begierde in unerhörtem Ausmaß zu fördern, wobei sie deren Befriedigung jedoch dem Bereich der Privatsphäre zuordnet. Für das reibungslose Funktionieren der Gesellschaft, für das Weiterbestehen des Wettbewerbs, ist es erforderlich, dass die sinnliche Begierde zunimmt, sich ausbreitet und das Leben der Menschen verzehrt.“

Wie sollen wir diese Diagnose beurteilen? Selbstliebe spielt in der Liebe eine große Rolle. Wir wollen – moralisch weniger empört als Houellebecq – auf einige Tatsachen hinweisen. Evolutionsbiologisch betrachtet wollen wir alle unsere Gene in die nächste Generation bringen. Damit sind Kosten verbunden, die wir niedrig halten möchten. Männliches Paarungsverhalten aufgrund vergleichsweise niedriger

männlicher Kosten bei Zeugung und Aufzucht der Kinder und die sorgsame weibliche Partnerwahl sind auf basaler Ebene gut zu erklären. Das menschliche Weibchen wird nur wenige Kinder großziehen und hat als Säugetier hohe Kosten und Risiken zu tragen. Gametendimorphismus, relative männliche Untreue, reziproker Altruismus als getarnter Egoismus sind in diesem Zusammenhang bekannte Schlagwörter. Zweifelsohne können biologische und neurobiologische Grundlagen das individuelle Erleben der Liebe auf der Bewusstseins-ebene nicht erklären. Eine Sexualethik oder Ethik der Liebe sollte aber ebensowenig an den oben genannten neurobiologischen Grundlagen vorbeiziehen wie an folgenden Befunden, die gute Philosophie zu berücksichtigen hat:

- Nehmen wir an, dass es altruistisches Verhalten gibt. Es ist selten und es sollte auch in Liebeskonzeptionen nicht als selbstverständlich, sondern als höchst erklärungsbedürftig angesehen werden.
- Analog dem Motto „Traue keinem erhabenen Motiv, wenn du ein niedriges finden kannst“ sollten wir uns von verschiedenen Normen verabschieden. Als Ideale möge jeder Einzelne sie trotzdem für erstrebenswert halten.
 1. Du sollst nicht ehebrechen.
 2. Du sollst einen Menschen lebenslang lieben.
 3. Du sollst einen Menschen nie nur als Mittel, sondern immer mindestens als Mittel zu einem Zweck gebrauchen.
 4. Du sollst immer deinem Partner treu sein.
 5. Du sollst nicht lügen (in Liebes- bzw. Beziehungsangelegenheiten).
- Normen, die empirischen Befunden widersprechen, sind unrealistisch, nicht

durchsetzbar und stehen einer realistischen Liebesethik im Wege. Eine solche Liebesethik ist in meiner Sichtweise noch nicht formuliert.

Auf dem Weg zu einer solchen Ethik können wir einige Befunde Ernst nehmen. Wilson beschreibt die evolutionsbiologisch begründete Promiskuität von Männern:

„Wir sind, um damit zu beginnen, maßvoll polygyn, und ein Wechsel des Sexualpartners geht zumeist von den Männern aus. Rund dreiviertel aller menschlichen Gesellschaften erlauben den Männern, mehrere Frauen zu nehmen, und die meisten von ihnen ermutigen diese Praxis durch Gesetz und Brauchtum. Die Ehe mit mehreren Männern ist dagegen nur in weniger als einem Prozent aller Gesellschaften erlaubt. Die übrigen, monogamen Gesellschaften fallen gewöhnlich de jure unter die Kategorie und lassen in Form des Konkubinats und anderer außerehelichen Listen de facto die Polygynie zu“ (Wilson 1980, zitiert nach Kanitscheider 1994, S. 196).

Lebenslange monogame sexuelle Bindung als Norm kann nicht gegen unsere biologische Ausstattung durchgesetzt werden. Zwar folgen aus Fakten keine Normen, aber die Zurkenntnisnahme soziobiologischer Erklärungen könnte, so Kanitscheider, helfen, eine positive Heuristik zu entwickeln, die uns „ein Angebot macht, wie man handeln könnte“ (Kanitscheider 1994, S. 197). Es geht nicht um sozialdarwinistische Kurzschlüsse und auch nicht um evolutionsbiologische Legitimationen von Moral und Ethik, sondern um ein Brückenprinzip. Es lautet: Da Legitimierungen

von Normen aus ersten Prinzipien nie gelungen sind, versuchen wir es mit dem Prinzip, überall dort nicht gegen die biologische Natur des Menschen zu verstoßen, wo es ohne Schaden bleibt. Im Falle von Aggressionen müssen wir gegen unsere Aggressionspotenziale gerichtete Sperren und Hürden aufbauen, die ein Handeln gemäß schädlicher Aggressionen verhindern. In Sachen sexueller Dispositionen wäre eine Angleichung unseres Normenbestandes und unserer Gesetzesvorschriften an biologische Dispositionen angebracht und nicht schädlich.

Wissenschaftliche Erkenntnis kann Orientierung liefern, indem sie die Toleranz zweier Partner erhöht und ihre unterschiedlichen Wertungen berücksichtigt. Männer und Frauen haben unterschiedliche biologische Interessen, also werden sie geneigt sein, sich unterschiedlich zu verhalten. In den Worten Kanitscheiders (1994, S. 198):

„Die Akzeptanz der unterschiedlichen biologischen Interessen von Mann und Frau führt letzten Endes auch zu mehr Freiheit für jeden einzelnen, er oder sie wird nicht mehr zu Einstellungen gedrängt, die beide vordem, weil sie ihnen kein Anliegen waren, mehr oder weniger gespielt haben. Etwas zu spielen, das nicht der biologischen Tiefenstruktur entspricht, was man nur aus Gründen der sozialen und ökonomischen Anpassung simuliert, ist Unfreiheit. In Einklang mit der eigenen Natur zu handeln, soweit es nicht wie im Falle der Aggression zum Schaden des Mitmenschen ist, bedeutet Freiheit. Zumindest in diesem Bereich des menschlichen Sozialverhaltens, dass das für uns alle existenziell zentrale Element der partnerschaftlichen Bindung umgreift,

halte ich das Einbeziehen unserer natürlichen Prägungen in unsere Verhaltensnormen für eine entscheidende Orientierungshilfe.“

Ich stimme Kanitscheider zu und möchte noch weiter gehen. Wir können uns die Realisierung beliebiger Liebes-Entwürfe wünschen. Wenn wir etwas als Illusion entlarvt haben (z. B. romantische Liebe des 18. Jahrhunderts), so ist das ernüchternd, aber ein Fortschritt. Illusionen sind keine Kandidaten für das, was wir wahrheitsfähig nennen.

Das Positive an naturwissenschaftlich orientierter Weltauffassung im Sinne Kanitscheiders ist, dass wir uns irren können, aber gute Chancen haben, unseren Irrtum – wohlgemerkt: ich spreche von Irrtum, nicht von einer Illusion – als Irrtum zu bemerken. Jetzt könnte man sagen: Die Leute brauchen Illusionen. Lassen Sie ihnen doch den Glauben an die romantische Liebe. Natürlich kann privat jeder das für wahr halten, was er möchte. Leider ist es damit nicht getan. Soziale Regelmechanismen, Strafverfolgungsbestimmungen, Akzeptanz und Dominanz von Normen fußen auf Konzepten, die sich als Illusionen erweisen. Damit tragen wir unsere Alltagsauffassungen weit in einen Bereich menschlichen Zusammenlebens hinein, der in meiner Sicht stärker von Fakten dominiert werden sollte als er es ist. Über die Fakten können wir uns leichter als über Normen einigen. Also sollten wir möglichst selten zu Normen greifen. Zuerst sollte der Informationsbedarf gestillt werden, dann können wir uns immer noch empören. Ein naheliegender Einwand ist, dass die Relevanz von Fakten strittig ist. Das stimmt zweifelsohne. Auch sehen wir uns gern als Kulturwesen, als Vernunft-

wesen, als Wesen, die der schnöden Biologie oder noch basalerer Bereiche entoben sind. Wir sind es nicht. Wenn Normen dauerhaft scheitern, lohnt der Blick auf ihre Implementierung: Sind sie realistisch?

Wer hier das Schreckgespenst des Reduktionismus, Biologismus, Szientismus oder Ähnliches sieht, der sollte den Teufel nicht an die Wand malen. Niemand behauptet, dass sich Liebe auf phänomenaler Ebene des Erlebens so anfühlt wie eine Brise Testosteron. Um die Kluft von neurobiologischen und neurochemischen Vorgängen, von der Chemie der Liebe und der Erlebensebene zu verkleinern, sollten wir endlich alle Erkenntnisse – gerade auch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse – Ernst nehmen. Ich kann hier nicht ausführen, warum dieses Plädoyer so nötig ist. Über den Tod wird – wegen dringlicher Probleme – längst nicht mehr auf einer Ebene diskutiert, die „rein philosophisch“ ist.

2 Tod

Lexikonartikel zum Tod sind kürzer als zur Liebe und in einigen Lexika fehlen Artikel über den Teufel. Was sagt uns das? Wir können über den Tod weniger sagen als über die Liebe. Fast jeder ist durch eigenes Erleben ein Experte für Liebe oder behauptet das mindestens, aber zum Tod lässt es sich wenig sagen. Wie kommt das?

2.1 Was ist der Tod?

Es ist medizinisch relativ einfach zu sagen, was der Tod ist. Nur ist damit noch nichts über die dramatischen Auswirkungen, das radikale Scheitern aller Menschen und seine ethischen Dimensionen gesagt. Verständlicherweise reden wir vom unangenehmen, ausweglosen Tod weniger

gern als von Liebe, einem Phänomen, das insgesamt vertraut erscheint und als idealer Weise positiv und sinnstiftend.

2.1.1 Lebensweltlich

Wie sind Meister im Verdrängen des eigenen Todes. Wir pflegen im Alltag aufgrund vieler Einflüsse (individualistische, sich jung darstellende Gesellschaft, Christentum, Säkularisierung) keinen Umgang mit unseren Toten. Der Tod ist das Scheitern des Menschen schlechthin. Er ist ebenso unfassbar, erschreckend, wie die Tatsache unserer Vergänglichkeit trivial ist. „Der Tod ist sicher, nur die Stunde ist ungewiss“, heißt ein Sprichwort. Wir wissen, dass eine Leiche unbelebte Materie ist wie ein Buch. Nur die Erinnerung an einen Menschen, Pietät, metaphysische Anreicherungen der Situation oder Verdrängungsmechanismen lassen uns in einer Leiche den Menschen sehen, der nicht mehr Mensch ist.

2.1.2 Philosophisch: Erkenntnistheoretisch

Erkenntnistheoretisch ist das Problem der Erkennbarkeit des Todes vermutlich unlösbar. Wir können zwar erkennen, dass und wann ein Mensch tot ist, aber was diesen Zustand gegenüber dem eines lebenden Menschen auszeichnet, wissen wir nicht. Lebende haben kein Erfahrungswissen vom Tod (ich sehe von Nah-Todes-Erlebnissen ab) und die Toten können wir nicht befragen. Die Frage, ob der Tod das Ende schlechthin bedeutet oder ob es eine Existenzweise des Menschen nach dem Tod geben kann, die mit rationalen Mittel ausweisbar ist, kann aber vorläufig entschieden werden. Dazu später mehr.

Wenn wir uns eine Leiche ansehen, dann sehen wir kein Subjekt mehr, kein Be-

wusstsein, dem wir typisch Menschliches zuschreiben, z. B. Handlungsspielräume, Ich-Zuschreibungen, Erleben phänomenaler Wirklichkeit, Kreativität, Sprechen oder Denken. Nehmen wir an, dass es etwas wie eine Seele gibt. Die Frage nach der Existenz der Seele nach dem Ende des biologischen Funktionssystems Mensch stellt sich dann um so dringender. Wir geben unten eine desillusionierende Antwort auf die Weiterexistenz einer Seele nach dem biologischen Tod des Menschen. Eine Leiche erscheint uns zunächst und mit guten Gründen als unbelebte Sache. Für Platon war Tod Befreiung, Befreiung des Unsterblichen im Menschlichen vom Leib. Die Seele kehrt zu ihrer Heimat zurück und der Tod ist nur der Tod der materiellen Hülle, nicht der Seele. Platons Vorstellung ist unhaltbar. Platon wusste nichts von der Einheit von Geist und Körper. Das materielle System Gehirn ist Trägersubstanz aller Bewusstseinsvorgänge. Wie ein immaterielles Substrat „Seele“ beschaffen sein soll, kann bis jetzt nicht überzeugend dargestellt werden. Zwar spricht Scherer davon, dass nur sicher ist,

„dass die personale Einheit in der uns bekannten Existenzweise unwiderruflich zu Ende gegangen ist. Die Frage, ob es nicht doch möglich ist, dass der Verstorbene in einer todestranszendenten Wirklichkeit zu einem neuen Leben gelangt ist, muss auf einer anderen Ebene und von anderen Gesichtspunkten her diskutiert werden.“ (Scherer, in: Korff [Hg.] 2000, Bd. 3, S. 573).

Er verlagert damit die Diskussion in den Bereich existenzphilosophischer und theologischer Überlegungen, die legitim und sinnvoll sind, aber analytisch-kritische Philosophie nicht ersetzen können. Was

soll es heißen, die Frage auf einer anderen Ebene und unter anderen Gesichtspunkten zu diskutieren? Ich gebe eine naturalistisch-rationale Antwort auf das Verlagerungsmanöver Scherers.

1. Das Leben ist auch sinnvoll, wenn es keine Hoffnung auf Leben über den Tod hinaus gibt.
2. Es besteht keine Symmetrie zwischen der Nichtbeweisbarkeit der Aussage, dass es kein Leben nach dem Tod gibt auf der einen Seite und der Aussage, dass es ein Leben nach dem Tod gibt.
3. Der Symmetriebruch entsteht durch die Beweis- oder Argumentationslast, die derjenige zu tragen hat, der eine Leben über den Tod hinaus behauptet. Er behauptet eine „todestranszendente Wirklichkeit“, und Existenzaussagen können schon aus logischen Gründen nicht widerlegt werden. Wohl aber können sie belegt werden. Einen solchen Beleg gibt es – soweit mir bekannt ist – bis jetzt nicht.
4. Wir glauben nicht an die Existenz irgend eines Wesens, irgendeiner Seinsphäre, nur weil sie ontologisch möglich ist. Wir verhalten uns nicht so, als gebe es Trolle, Elfen und Wassernixen.
5. Es gibt weitere Parallelen zur Diskussion zwischen Theisten und Atheisten. Ein guter Grund, warum eine todestranszendente Wirklichkeit bis jetzt – insbesondere von Naturwissenschaftlern – als unwahrscheinlich angenommen wird oder zur Illusion erklärt wird, ist, dass es eine solche todestranszendente Wirklichkeit nicht gibt.
6. Mein Vorschlag von einem rationalen Standpunkt sieht so aus: Aus der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod können wir ein gutes Motiv gewinnen, an

ihn zu glauben. Gute Gründe liegen bis jetzt nicht vor. Wünschbarkeit ist noch nicht Wirklichkeit. Für den, der sich besser fühlt oder besser leben kann, wenn er an ein Leben nach dem Tod glaubt, hat dieser Glaube eine wichtige Funktion. Er ist kein rationaler Ausweg aus einer Pattsituation zwischen Naturalisten und Supranaturalisten. Erstens ist er irrational (niemand wird gezwungen rational zu sein). Wer aber Anspruch auf Rationalität erhebt, sollte entweder anerkennen, dass es keine Pattsituation der oben genannten Art gibt oder mit Argumenten verteidigen, warum es doch – entgegen dem Anschein – eine Pattsituation ist.

2.1.2 Juristisch

Savigny bezeichnete 1840 den Tod als Naturereignis, das keine „genauere Feststellung seiner Elemente nötig macht“ (zitiert nach Eser und Langneff, in: Korff (Hg.) 2000, S. 574). Mit zunehmender Technisierung der Medizin und insbesondere lebenserhaltenden Maßnahmen ist es schwierig, den genauen Todeszeitpunkt zu bestimmen.

Ein Arzt stellt unmittelbar nach dem Todeintritt Todeszeitpunkt, Todesart und Todesursache anhand sicherer Todesmerkmale (z.B. Leichenstarre) fest und stellt den Totenschein aus (§ 20, 22 des Bestattungsgesetzes Baden-Württemberg).

Im Grundgesetz ist das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit ebenso geregelt wie das aus dem Art. 2 Abs. 2 des GG abgeleitete Selbstbestimmungsrecht. Konflikte mit dem Recht auf Würde (Art. 1 Abs. 1 des GG) dem Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit (Art. 2 Abs. 1 des GG) ergeben sich etwa, wenn koma-

töse Patienten ihr Selbstbestimmungsrecht nicht wahrnehmen können und gegen ihren erklärten Willen am Leben erhalten werden. Das Recht auf Würde ist nach zwei Seiten hin offen und unbestimmt. Wir sprechen von menschenwürdigem Leben und von menschenwürdigem Sterben.

Mit dem Tod verliert ein Mensch seine Rechtsfähigkeit. Sein Vermögen und seine Verbindlichkeiten gehen gemäß § 1922 BGB an die Erben über. Eine Ehe wird mit dem Tod beendet (§ 1482 BGB). Strafrechtlich ist ein Leichnam gegen Gewalt durch den Paragraphen 168 des StGB geschützt, der die „Störung der Totenruhe“ regelt. Medizinrechtlich endet mit dem Tod die Behandlungspflicht des Arztes und eine Voraussetzung für die Organentnahme liegt vor. Der Rechtsstatus von Leichen und Leichenteilen ist nicht klar. Wer in einer Leiche Reste einer Persönlichkeit sieht, wird in einer Leiche keine Sache im Sinne des § 90 des BGB sehen.

2.2 Eine Bemerkung zur Ideengeschichte des Todes

„Komm Süßer Tod, komm' selge Ruh“ (Bach, Choral BWV 478). Der allgegenwärtige Tod ist nur das Ende unseres mühevollen irdischen Daseins und in einer sicheren Jenseitserwartung eine Durchgangsstation zum ewigen Leben, mindestens zum Leben nach dem Tod. Seit dem 18. Jahrhundert schwinden Jenseitsvorstellungen. Agnostizismus, Atheismus, naturwissenschaftliche Alternativerklärungen sind starke Konkurrenten zur christlichen Heilserwartung. Auch Theologen erkennen die Überlegenheit naturwissenschaftlicher Dinge in allen weltlichen Fragen an. Beispielsweise wird der Tod als Folge der Sünde verstanden (Gen 2-3; Römer 5, 12)

und hat damit Strafcharakter. Hier bietet die Annahme, dass wir aufgrund genetischer Vorgaben maximal 120 Jahre alt werden können, eine Hypothese mit überlegenem Erklärungswert.

Die Vergänglichkeit menschlichen Lebens ist in der christlichen Tradition nicht geleugnet worden. Die theologischen Dimension des Todes wird so beschrieben (Wohlmuth, in Korff [Hg.] 2000, Bd. 3, S. 577):

„Gott ist es, der das Leben gibt, am Anfang den Lebensodem Adams, am Ende das eschatologische Leben des „geistlichen Leibes“ (Paulus, Anm. des Autors). Mit dem Verwandlungsmodell bietet Paulus ein Theorem an, das für heutiges und auch für künftiges physikalisches und biologisches Wissen offen sein dürfte. Noch wissen wir zu wenig über die Wandlungsfähigkeit des Materiellen und die grundsätzliche Zusammengehörigkeit von Biosphäre und Noosphäre, um schon hinreichend zu erfassen, was mit „geistlicher Leib“ zu verstehen ist.“

Zur Kritik dieser Auffassung sei gesagt: Paulus hätte Widerlegungsinstanzen seiner Vorstellung nennen können. Die Existenz scheinbar unverwesbarer Körper kann gut über natürliche, z.B. mikrobielle, antibakterielle Prozesse erklärt werden. Dass etwas grundsätzlich möglich wäre, heißt wenig. Ein Verfechter der These „geistlicher Leiber“ sollte erstens erklären, was er damit meint und zweitens zeigen, dass so etwas auch gibt.

Mit heutigem biologischen Wissen ist die These unvereinbar. Denken oder – wenn wir so wollen – die Noosphäre – ist an das materielle Substrat Gehirn gebunden. Eine unabhängig von der Biosphäre exi-

stierende Noosphäre scheint es nicht zu geben. Über Bewusstseinsfunktionen des Menschen wissen wir z. B anhand bildgebender Verfahren (PET, fMRT) wenigstens, welche Gehirnareale bei bestimmten kognitiven Leistungen beteiligt sind. Insbesondere wissen wir Einiges anhand von Schädigungen und dem Ausfall bestimmter Gehirnstrukturen. Ausfälle im Orbitofrontallappen verursachen schizophrene Störungen. Das ist gut belegtes Wissen psychiatrischer Untersuchungen. Es gibt kein Konzept, wie Bewusstsein oder irgendwelche kognitiven Fähigkeiten ohne materiellen Träger funktionieren könnten. Der besagte Paulus hatte keinerlei Kenntnis neuronaler Prozesse und ist allenfalls theologisch kompetent. Das erstere können wir ihm nicht anlasten, nur ist er damit eben kein geeigneter Gewährsmann, um über das gegebene Thema zu urteilen.

Ein spannendes, medizinethisch und damit philosophisch relevantes Thema, ist die Diskussion um ein Hirntodkriterium. Die Frage, wann ein Mensch tot ist, muss aufgrund sich ständig wandelnder Möglichkeiten der Lebenserhaltung und wegen besserer biologischer, insbesondere neurologischer Kenntnisse, immer wieder neu gestellt werden.

2.3 Existenziale Grenzsituation und Hirntodkriterium

„Hirntod' wird definiert als Zustand des irreversiblen Erlöschenseins der Gesamtfunktion des Großhirns und des Hirnstamms bei einer durch kontrollierte Beatmung noch aufrechterhaltenen Herz-Kreislauffunktion. Der Hirntod ist der Tod des Menschen.“ („Kriterien des Hirntodes“ des wissenschaftlichen Beirates der

Bundesärztekammer vom 29.6.91 [Internet 1])

Gemeinsame Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (1990):

„Der Hirntod bedeutet ebenso wie der Herztod den Tod des Menschen. Mit dem Hirntod fehlt dem Menschen die unersetzbare und nicht wieder zu erlangende körperliche Grundlage für sein Dasein in dieser Welt. Der unter allen Lebewesen einzigartige menschliche Geist ist körperlich ausschließlich an das Gehirn gebunden. Ein hirntoter Mensch kann nie mehr eine Beobachtung oder Wahrnehmung machen, verarbeiten oder beantworten, nie mehr einen Gedanken fassen, verfolgen und äußern, nie mehr eine Gefühlsregung empfinden und zeigen, nie mehr irgendetwas entscheiden. Nach dem Hirntod fehlt dem Menschen zugleich die integrierende Tätigkeit des Gehirns für die Lebensfähigkeit des Organismus: die Steuerung aller anderen Organe und die Zusammenfassung ihrer Tätigkeiten zur übergeordneten Einheit des selbständigen Lebewesens, das mehr oder etwas qualitativ anderes ist als eine bloße Summe seiner Teile. Hirntod bedeutet also etwas entscheidend anderes als nur eine bleibende Bewusstlosigkeit, die allein noch nicht den Tod des Menschen ausmacht.“ (Internet 1)

Die Diagnose des Hirntodes stellen immer zwei Ärzte. Mindestens einer von ihnen muss über mehrjährige Erfahrung in Intensivmedizin und in der Betreuung von Patienten mit schwerer Hirnschädigung

verfügen. Keiner der beiden Mediziner darf an einer eventuell späteren Organübertragung mitwirken. In einem standardisierten Hirntod-Protokoll werden die Ergebnisse der klinischen und technischen Untersuchungen festgehalten. Wenn beide Mediziner übereinstimmen, dass die Kriterien für den Hirntod erfüllt sind, ist dieser Zeitpunkt der Todeszeitpunkt.

- Die diagnostische Zeitspanne in Deutschland beträgt 12-72 Stunden. Während dieser Zeit werden sich überschneidende Untersuchungen durchgeführt, deren Ergebnisse zusammengenommen die Grundlage für die Diagnose des Hirntodes liefern.
- Bis jetzt konnte weltweit kein Fall nachgewiesen, in welchen nach sachgerecht durchgeführter Hirntod-Feststellung „eine Umkehr des klinischen Verlaufs – oder gar ein Überleben – beobachtet wurde.“ (Internet 1) Wahrscheinlich ist die Diagnose „Hirntod“ die sicherste überhaupt.
- Wann fällt das Gehirn vollständig und endgültig aus?
 1. Die Sauerstoffversorgung des Gehirngewebes bleibt für mehrere Minuten unterbrochen.
 2. Der Druck im Hirnschädel übersteigt den arteriellen Blutdruck, so dass die Hirndurchblutung aufhört.
 3. Intensivmedizinischen Maßnahmen und künstliche Beatmung verhindern den gleichzeitigen Ausfall der übrigen Organe. Im Abschnitt 3 der Erklärung der „Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaften zum Tod durch einen völligen endgültigen Hirnausfall“ (1994) heißt es:

„Auch wenn das Gehirn abgestorben ist, lässt sich die im Herzen selbst ent-

stehende Herztätigkeit durch intensivmedizinische Maßnahmen und durch Beatmung aufrechterhalten. Dem Unbefangenen erscheint ein Mensch mit abgestorbenem Gehirn wie ein gleich intensiv behandelter bewusstloser Mensch, also nicht wie eine Leiche. [...]

Dies dürfte der entscheidende Grund dafür sein, dass die ärztliche Todesfeststellung durch Nachweis des völligen und endgültigen Hirnausfalls auf Unverständnis und Bedenken stößt. Das völlige Fehlen der gesamten Hirntätigkeit ergibt sich aus dem Befund, das Fehlen der Erholungsfähigkeit aus

- der Kenntnis der Grundkrankheit oder -schädigung und ihres Verlaufs,
- dem Ausschluss anderer Ursachen des Zustands, etwa von rückbildungsfähigen Medikamentenwirkungen, entweder der Weiterbeobachtung allein oder zusätzlichen Untersuchungen mit Geräten, die eine so schwere Hirnschädigung beweisen, dass eine Erholung unmöglich ist.“

Weitere dort beschriebene Merkmale sind Hirnstromkurve in Zusammenschau mit Vorgeschichte und anderen Befunden, halbstündiges Nulllinien-EEG.

Die Feststellung des Todes ist unabhängig davon, ob Organentnahme vorgesehen ist oder nicht.

„4. DER VOLLSTÄNDIGE UND ENDGÜLTIGE Hirnausfall wird als Todeszeichen des Menschen zunehmend weltweit erkannt und ist in vielen Ländern auch gesetzlich geregelt – unabhängig von gesellschaftlichen, politischen und religiösen Gegebenheiten. Dies zeigt, dass nicht unterschiedliche

Auffassungen die Frage nach der Bedeutung des völligen und endgültigen Hirnausfalls beantworten, sondern die körperlichen Gegebenheiten, das allen Menschen Gemeinsame.“

Argumente gegen das Hirntodkriterium

1. Der Verlust aller Hirnfunktionen kann prinzipiell nicht nachgewiesen werden, weil nicht alle Gehirnfunktionen bekannt sind. Von Bewusstsein naturwissenschaftlich zu sprechen, ist nicht sinnvoll (Dörner), weil Bewusstsein streng genommen nicht beobachtet werden kann und deswegen von Naturwissenschaftlern auch nicht bewertet werden sollte.
2. Es ist unklar, ob mit dem Hirntod alle Gehirnfunktionen ausfallen.
3. Ebenso unklar ist, ob ein als hirntot erklärter Mensch nicht doch elementare Empfindungen hat (Zieger)
4. Auch nach dem Hirntod, gibt es Wechselbeziehungen zwischen dem Organismus und der Umwelt. Eine schwangere hirntote Frau kann ein Kind gebären. Hirntote Männer sind zeugungsfähig.
5. Es gibt Hinweise, dass es Strukturen im Rückenmark gibt, die Beziehungen zu dem herstellen, was wir autonomes Selbst nennen.
6. Ein hirntoter Mensch ist Mensch im sozialen Kontext, der als Mensch erkannt wird, nicht als Leiche (Geisler).
7. Reduktionen menschlichen Lebens auf Leistungen des Gehirns sind nach Roth unzulässig.
8. Steht das Hirntodkriterium nicht mit der Menschenwürde und dem in § 2 GG festgeschriebenen „Recht auf Leben“ im Widerspruch?

Die skizzierten Argumente machen klar, dass nur im interdisziplinären Wechselspiel von Neurobiologie, Medizin und Ethik Fragen nach Zulässigkeit eines Hirntodkriteriums behandelt werden können. Insbesondere ist ein Verweis auf Ethiken, die vor dem Hintergrund völlig anderer moralischer oder technischer Probleme konzipiert wurden, wenig hilfreich. Traditionelle Ethiken helfen hier oft nicht weiter.

3 Teufel

Ideengeschichtlich, religionswissenschaftlich, theologisch, sozialgeschichtlich, psychologisch, literarisch, musikgeschichtlich und anders betrachtet ist der Teufel ein interessantes Phänomen. Wir fragen: Was spricht für die Existenz des Teufels? Weiter könnten wir fragen: Warum glauben und glaubten viele Menschen an die Existenz des Teufels? Welche Funktion hat ein wie auch immer gearteter Teufel? Wie wir sehen, können diese Fragen nicht in diesem Rahmen beantwortet werden. Aus analytisch-rationaler Sicht können Philosophen zum Phänomen des Teufels wenig sagen. Dazu später mehr.

3.1 Was ist der Teufel?

Erstens reden wir metaphorisch vom Teufel und zweitens scheint es viele Teufel zu geben. Dennoch lässt sich klar sagen, was wir unter dem Teufel verstehen könnten.

3.1.1 Der Teufel: Ein beliebter Platzhalter

In einem bekannten Werk eines zeitgenössischen populären Sängers heißt es: „Der Teufel hat den Schnaps gemacht, um uns zu verderben ...“ (Udo Jürgens). Wenn wir uns ärgern, sagen wir etwas wie „Wo – zum Teufel – ist das X?“ Einen im Leben oder vom Leben schlecht behandel-

ten Menschen nennen wir einen „armen Teufel“. Andererseits können uns Sätze wie „Das schmeckt verteufelt gut“ über die Lippen kommen. Hier wird also ein Begriff inflationär verwendet. Mit der ursprünglichen Bedeutung hat es etwas ganz Anderes auf sich. Steckt hier etwa auch der „Teufel im Detail“?

3.1.2 Der Teufel: Etwas Etymologie

Die Darstellung des Teufels entspricht der des griechischen Hirtengottes Pan.

Etymologisch hängt „Teufel“ mit dem Wort „Zweifel“ zusammen. Zweifel kommt von „Zwei“ und „Falte“, wobei Falte im Sinne von „Saum“ gebraucht wird. Der Teufel zeigt uns, das alles eine zweite Seite bzw. Schicht hat, z.B. auch nichterwünschte und nichtvoraussehbare Folgen. So sagen wir noch heute, dass eine Sache einen „Pferdefuß“ habe, wenn mit einem Problem ein weiteres Hindernis verbunden ist. Auch Diabolus (griechisch) weist in die gleiche Richtung. Wörtlich übersetzt heißt es „Entgegen-Wurf“. Bolus war ein Wurfspiel oder Geschoss. Unsere Begriffe Ball oder Bowling sind von „Bolos“ abgeleitet. Der Diabolus ist in diesem Sinne ein Wurf, der in die Gegenrichtung (dia = entgegen) geht. Wenn etwas „nach hinten losgeht“, so sagen wir damit, dass es – wie oben schon genannt – eine unerwünschte Konsequenz hat und anders geplant war. Der Zweifel ist die Berücksichtigung dieser zweiten Seite, also dieser unerwünschte Konsequenz. Zweifel sind in diesem Sinne nichts Böses, sondern im Gegenteil eine moralische Auszeichnung. Jemand, der zweifelt, bedenkt die andere Seite, die Kehrseite der Medaille. Im Lateinischen wurde übrigens der Begriff „religio“ auch im Sinne von Zweifel und Gewissenhaftigkeit verwendet. Aus

der Etymologie können wir nicht auf die negativ besetzten Gefühle, Intuitionen und Begriffe schließen, die wir mit dem Wort „Teufel“ verbinden.

3.2 Der Teufel: Die vorchristliche Geburt

Die Karriere des Teufels ist nicht geradlinig verlaufen. Wir springen von seiner vorchristlichen Geburt gleich in die Gegenwart, in der Vielen die Existenz des Teufels als Illusion erscheint.

Die Sünde und der Preis der Freiheit besteht in der Abspaltung des Menschen von Gott und in der Erkenntnis des Zweifels. Wir untersuchen nicht den Zusammenhang von Luzifer (wörtlich „dem Lichtträger“), Satan („dem Herrn der Finsternis“) und dem Teufel.

Der Mensch sonderte sich von Gott ab, war auf sich allein gestellt und war jetzt zum ersten Mal in der Lage, sich zu irren, zu versagen und Gott nicht als Gott zu erkennen. Das ist ebenso naheliegend wie es die große Sünde – der Sündenfall – ist. Die Geburt der Freiheit ist zugleich der Beginn des Dramas der Freiheit (Safranski). Die Pointe der Geburt des Teufels besteht darin, dass die normative Aufladung des Teufelsbegriffs erst glaubwürdig wird, wenn wir Menschen überhaupt erst zugestehen, in den Bereich moralischen Handelns einzutreten. Solange es nur die Einheit Gott- Mensch gibt, ist die Menschwerdung in einem Sinn noch nicht vollzogen: Der Mensch ist noch kein moralisch handelndes Wesen.

Die größte Sünde des Menschen ist daher „Gott nicht zu kennen“. Diese Eigenständigkeit ist aber gerade für seine Bewusstseins-Entwicklung notwendig.

3.3 Der Teufel nach dem Tod Gottes: Die Illusion des personifizierten Bösen

Mit der Feststellung, dass es den Teufel nicht gibt, ist es nicht getan. Vielleicht fällt es uns leicht, irgendeine Wesenheit für das Böse schlechthin verantwortlich zu machen. Doch sind es Menschen, ausschließlich Menschen, die moralisch verwerflich handeln oder eben nicht. Was spricht gegen die Existenz des Teufels und wie gut sind die Argumente, die für die Existenz des Teufels sprechen?

- Wenn es Gott als Prinzip des Guten schlechthin gibt, dann – so könnte man meinen – sollte es den Teufel als Prinzip des Bösen geben. Der Schluss ist nicht zwingend, sondern bestenfalls ein Analogieschluss. Außerdem ist Gott entweder nicht allmächtig oder nicht allwissend oder nicht allgütig. So ist es fraglich, ob Gott das Prinzip des Guten schlechthin ist.
- Wer – wie ich – nicht an die Existenz Gottes glaubt, glaubt meistens auch nicht an die Existenz des Teufels. Es sprechen keine guten Argumente für die Existenz des Teufels. Kommen wir zu den Argumenten.
- Das Böse schlechthin gibt es nicht. Auch in den grauenhaften Episoden menschlicher Geschichte gibt es gute Handlungen oder das ethisch Geforderte. In Auschwitz gab es zutiefst menschliches, gütiges Verhalten sowohl unter den Häftlingen als auch – vereinzelt – auf Seite der Täter. Die menschliche Fähigkeit zum Bösen ist beschränkt. Auch die grässlichsten und verabscheuungswürdigsten Menschen hätten eben noch grässlicher und verabscheuungswürdiger handeln können.
- Der Teufel als Instrument zur Regulierung von Menschen und zur Kompensation menschlicher Ängste, als Sündenbock, hat eine größere Plausibilität als das Konstrukt des Teufels als Gegenspieler Gottes oder als gefallener Engel. Der Teufel ist sehr geeignet, wenn man eine christliche Moral der Angst und Furcht verbreiten möchte, so wie sie beispielsweise Russell kritisiert. Dann ist der Teufel ein Bild, vielleicht allgegenwärtig, aber hinreichend anthropomorph. Er ist letztlich ein Spiegelbild menschlicher Ängste und Bedürfnisse. Der Teufel war ein Instrument in den Händen der Amtskirche und der Justiz, das durchaus weltliche Interessen befriedigt hat.
- Wenn Gott allwissend ist, dann weiß er um die Existenz des Teufels. Wenn er allmächtig ist, dann kann er dem Walten des Teufels zusehen oder einschreiten. Wenn Gott allgütig ist, würde er dem grausamen Treiben des Teufels ein Ende setzen. Warum tut er es nicht? Die Theodizee-Frage stellt sich auch hier. Der Hinweis auf die Selbstbestimmung des Menschen und seinen freien Willen sind nicht überzeugend. Es gibt schlichtweg sinnloses, namenloses und vielgestaltiges Leiden, Naturkatastrophen, Diktaturen, Hungersnöte, die, wenn sie von einem Teufel verursacht worden wären, Gott in keinem guten Licht erscheinen lassen.
- Für alle diese Phänomene gibt es überlegene Erklärungsinstanzen. Es gibt Hungersnöte, weil die Verteilung von Nahrungsmitteln schlecht ist und weil zu viele Menschen in Regionen siedeln, die landwirtschaftlich schlecht zu erschließen sind. Ich spreche hier nicht von ethischen Problemen, die daraus

resultieren. Natürlich können wir den Teufel für alles verantwortlich machen. Eine Hypothese, die alles erklärt, schließt nichts aus und ist damit wiederum wertlos. Auch die prognostische Kraft alternativer Erklärungsinstanzen ist höher. Wir können Infektionswege der Beulenpest aufzeigen, wir können vorher sagen, welche Faktoren die Ausbreitung einer Seuche begünstigen, wir können Vorsorge treffen.

- Es ist sicher verständlich, für unerklärbare Phänomene eine Instanz anzunehmen, die beispielsweise Wetterphänomene hervorruft. Meteorologen kommen ohne die Instanz des Teufels aus. Doch ist es eine intellektuelle Bankrotterklärung, eine immunisierende Instanz wie den Teufel heranzuziehen. Wenn eine Hexe nicht weinte, dann stand sie mit dem Teufel im Bunde, der das Verströmen der Tränen verhinderte. Weinete sie sehr, dann wollte der Teufel Mitgefühl oder gar Mitleid in den Prozessbeteiligten herbeiführen. Der Teufel konnte wahllos für nicht miteinander vereinbare Aussagen oder Handlungen verantwortlich gemacht werden. Der Verdacht liegt nahe, dass die Klärung der Wahrheitsfrage nicht im Interesse der Teufelsverfechter stand.

Der Teufel ist eine nicht kritisierbare und erfahrungstranszendente Instanz. Dass er sich in der Welt zeigt, ist nirgends schlüssig nachgewiesen. Wir sollten nicht auf ihn zurückgreifen, weil er als Erklärungsinstanz entbehrlich ist, ohne Widersprüche in einem starken Sinne nicht einmal charakterisiert werden kann und es für seine Existenz keine empirischen Befunde gibt, die nicht auch alternativ erklärt werden könnten.

4 Wie hängen Liebe, Tod und Teufel in analytischer Sichtweise miteinander zusammen?

Wir könnten sagen: Da es den Teufel nicht gibt, formulieren wir die Frage um: Wie hängen Liebe und Tod in analytischer Sichtweise zusammen? Das ist ein bisschen einfach. Auch wenn es den Teufel nicht gibt, so bleibt die Existenz, die Gewissheit von etwas, das wir kurz „Das Böse“ nennen wollen. Also: Wie hängen, Liebe, Tod und das Böse miteinander zusammen?

Dass Liebe und Tod – obwohl als Gegensatz aufgefasst – zusammenhängen, soll anhand des Schlusses von Thomas Manns „Zauberberg“ veranschaulicht werden:

„Fahr wohl – du lebest nun oder bleibst! Deine Aussichten sind schlecht; das arge Tanzvergnügen, worein du gerissen bist, dauert noch manches Sündenjährcchen, und wir möchten nicht hoch wetten, dass du davonkommst. Ehrlich gestanden, lassen wir ziemlich unbekümmert die Frage offen. Abenteuer im Fleische und Geist, die deine Einfachheit steigerten, ließen dich im Geist überleben, was du im Fleische wohl kaum überleben sollst. Augenblicke kamen, wo dir aus Tod und Körperunzucht ahnungsvoll und regierungsweise ein Traum von Liebe erwuchs: Wird auch aus diesem Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Feuersbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen?“ (Mann 1924, S. 760f.)

Hoffnungen auf die Überwindung des Todes sind vielleicht ehrenvoll. Der Tod des Menschen wird – auf lange Sicht – ein Faktum bleiben. Immerhin ist unsere Le-

benserwartung stark angestiegen und wir werden immer gesünder alt.

Obwohl Liebe und Tod als Gegensätze beschrieben und empfunden werden, sind beide sinnvoll und notwendig. Ohne den Tod gäbe es keine Evolution im uns bekannten Sinn. Zwar ist Evolution richtungslos, doch eine Weiterentwicklung von Arten durch differentielle Reproduktion (Selektion), Mutation und andere Evolutionsfaktoren ist an eine endliche Lebensdauer von Organismen gebunden. Liebe macht das Leben – alles im allem – nicht nur leichter, sondern bietet einen zusätzlichen Anreiz zur Fortpflanzung. Salopp gesagt, macht Evolution mit Geschlechtsliebe mehr Spaß als ohne Liebe. Von einem evolutionsbiologischen Standpunkt aus liegen Liebe und Tod nicht so weit auseinander, wie man denken könnte. Liebe trägt zudem noch zur Attraktivitätssteigerung bei und wird evolutiv belohnt. Frauen und Männer befinden sich im Konkurrenzkampf, der durch Bewertung von Sexualreizen, unter Einfluss von Sexualhormonen und anderer neurobiologischer Parameter ausgetragen wird. Mit Liebe verbinden wir eher Harmonie, Gefühlsüberschwang, freiwillige Partnerbindung, kurz gesagt: positiv bewertete Emotionen und andere Bewusstseinszustände. Der Tod, zumal der unfreiwillige – ist eher mit dem verbunden, was wir „das Böse“ nennen. Nur: Ohne Aggressionen gibt es keine Fortpflanzung, ohne Schmerzen keine Geburt.

Der Tod ist kein Ereignis, das wir im Umfeld des Bösen deuten müssen. Er ist ein Ereignis, das uns hilflos macht.

Wie sollen wir einen Bewusstseinszustand (Liebe), eine Faktum (den Tod) und eine normativ-evaluative Komponente (das Böse) sinnvoll miteinander vergleichen?

Die Dialektik von Liebe und Tod sieht so aus: Eine Zeugung des Menschen in einem Akt der Liebe trägt schon – genetisch fixiert – den Tod des eben gezeugten Zellhaufens in sich. Was wir über Liebe und Tod auch denken mögen: Das Böse müssen wir mit dem einen wie mit dem anderen nicht in Verbindung bringen. Was sich dem menschlichen Zugriff wie der Tod – jedenfalls im Augenblick und in naher Zukunft – entzieht, ist kein geeigneter Kandidat, „böse“ genannt zu werden. Liebe ist zunächst ein komplexer Zustand, in dem „das Böse“ verbannt zu sein scheint. Doch sind Verbrechen oder Normenbruch im Namen der Liebe durchaus verbreitet. Und: Wir suchen eher den süßen Schauer des Bösen als das reine unschuldige Gute. Da es beides nicht gibt, sollten wir gerade Phänomene wie Liebe und Tod vorsichtiger – und nüchterner – beurteilen.

Bibliographie (enthält auch nicht zitierte Literatur):

- Norbert Angermann [u. a.] (Hg.), Lexikon des Mittelalters, München: LexMA Verlag GmbH, Bd. 8 Stadt (Byzantinisches Reich) – Werl, 1997.
- David Cohen, Lexikon der Psychologie, München: Heyne ²1990.
- Johannes Hoff, Jürgen in der Schmitt (Hg.), Wann ist der Mensch tot? Organverpflanzung und „Hirntod“-Kriterium, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995.
- Michel Houellebecq, Ausweitung der Kampfzone, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt ¹⁰2003.
- Michel Houellebecq, Elementarteilchen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt ⁹2004.
- Erich Kästner, Gedichte, Frankfurt am Main: Suhrkamp ⁶1991.

- Bernulf Kanitscheider, Naturalismus und wissenschaftliche Weltorientierung, in: Logos N. F. 1 (1994), S. 184-199.
- Wilhelm Korff (Hg.), Lexikon der Bioethik, Bd. 2.G-Pa., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2000.
- Wilhelm Korff (Hg.) in Verbindung mit Ludger Honnefelder, Lexikon der Bioethik, Bd. 3.Pe-Z., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2000.
- Milan Kundera, Die Unsterblichkeit, Frankfurt am Main: Fischer 2002.
- Richard Lewinsohn (Morus), Eine Weltgeschichte der Sexualität, Hamburg: Rowohlt 1956.
- Niklas Luhmann, Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994.
- Thomas Mann, Der Zauberberg, Berlin: Fischer 1924.
- Jürgen Mittelstraß (Hg.), Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Stuttgart, Weimar: Metzler, Bd. 4 Sp – Z. 1996.
- Publius Ovidius Naso, Die Liebeskunst, Leipzig: Reclam 1985.
- Wolfgang Rath, Liebe. Die Geschichte eines Dilemmas, München: Goldmann (Siedler) 1998.
- Joachim Ritter, Karlfried Gründer (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Basel: Schwabe & Co, Bd.5: L-Mn.
- Joachim Ritter, Karlfried Gründer (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Basel: Schwabe & Co, Bd.10: St-T.
- Henrik Walter, Liebe und Lust: Ein intimes Verhältnis und seine neurobiologischen Grundlagen, in: Wolfgang Buschlinger, Christoph Lütge (Hg.), Kaltblütig. Philosophie von einem rationalen Standpunkt. Festschrift für Gerhard Vollmer zum 60. Geburtstag, Stuttgart: Hirzel 2003, S. 333-390.

Internet: <http://members.aol.com/ehsdober/organ/hirntod.html> (Internet 1)

Anmerkungen:

¹ Vortrag „Wie hängen Liebe, Tod und Teufel zusammen? Illusionen, Hirntodkriterium und eine vorchristliche Erfindung“ im Rahmen des Vortragszyklus’ „Liebe, Tod und Teufel“ des Seminars für Philosophie der Technischen Universität Braunschweig im Sommersemester 2004.

² Denken Sie an romantische Liebe, an die Evidenz und Gewissheit lebenslang dauernder und durch ihre Existenz schon legitimierte Erscheinungsform der Liebe, die im 18. Jahrhundert entstanden ist und an der viele von uns hängen.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Philosophie der TU Braunschweig. Seine Schwerpunkte sind Philosophie der Menschenrechte, (naturalistische) Ethik, Naturalismus-Antinaturalismus-Debatten in Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie.

Veröffentlichungen (Auswahl):

- *Menschenrechte: Anspruch und Wirklichkeit. Menschenwürde, Naturrecht und die Natur des Menschen, Marburg: Tectum 2003.*
- *Was ist und was leistet Menschenwürde? Naturalistische Argumente und ihre Folgen. In: Philosophia naturalis, Band 41, 2 (2004), S. 315-351.*